

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 40

Artikel: Streifzüge durch die Provence [Fortsetzung]

Autor: M.G.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644441>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Saintes-Maries-de-la-Mer. Die Reliquien der heiligen Marien werden von den Zigeunern ins Meer hinausgetragen.

weil er gegen unsere Pflanzung vordrang. Da ich als Ingenieur und Offizier eine gewisse Fertigkeit in der Anordnung von Maßnahmen besaß, betraute der Gewaltherr mich damit, und ich war bis spät mit dem Hauen von Schneisen, Anlegen von Gegenfeuern und Niederschlagen der Glüten beschäftigt, gegen die mit Zweigen, Pisangblättern und Haken gekämpft wurde. Da hieß es nicht nur befehlen, sondern vorbildlich zugreifen und die halbnackte schreiende Chinesengesellschaft anleiten, wie das Zweitmäßige zu tun war.

Aber ich kannte keine Ermüdung und ruhte nicht, bis der Brand eingedämmt und gelöscht war. Das ging bis tief in die Nacht hinein.

Bei der Heimkehr traf ich plötzlich mit Simujah zusammen, der der Rutscher eine Wagenlaterne vorantrug. Wie sie mich erkannte, sprang sie auf mich zu, hing sich mir an den Hals und schluchzte aus übervollem Herzen.

„Was ist dir, Simujah?“ fragte ich besorgt.

„O, ich bin so glücklich, daß ich dich wieder habe“, sagte sie und ihr Weinen schlug in freudiges Lachen um. Mir war, als sähe ich durch ihre hellen Tränen hindurch ein mutiges Stück Innenwelt, wie man vom Berg herab durch den Schleier eines Streifregens eine von der Sonne vergoldete, dahinterliegende Landschaft erblickt und sie doppelt schön findet. Nun erzählte sie, daß sie, weil ich über Gebühr lange ausgeblieben, von Angst getrieben, von zu Hause aufgebrochen sei, um mich zu suchen. Sie habe den Gedanken nicht los werden können, es sei mir etwas Schlimmes zugestochen und die heimtückischen Kulis hätten mich am Ende ermordet.

(Fortsetzung folgt.)

Streifzüge durch die Provence.

III. Märchen und Legenden.

So wie sich Sprache, Sitten und Trachten über die Jahrhunderte hinweg in der Provence erhalten, wie die auf antike Ursprünge zurückgehende Gewohnheit der Stiergefechte noch unverändert fortbesteht, so lebt in der provenzalischen Volksseele eine reiche Fülle von Sagen, Schwänken und Legenden, in denen sich Taten christlicher Heiliger und vor-

geschichtlicher Helden bunt und oft fast unkenntlich vermengen und durchwachsen.

Abenteuerliches, schreckenverbreitendes Ungetier haust allenthalben: in den Schlüsten und Schründen der Alpilles klettert die „goldene Ziege“, ungeheure Schäze bewachend, die von den Sarazenen hier verborgen wurden; in den endlos sich erstreckenden Sumpfen, Salzteichen und Süßwältern des Scamandre erscheint nächtlicherweise der „Geisterstier“, schwarz, ungeheuer, die mattschimmernde Mondscheibe zwischen den Hörnern tragend, und lange noch zittert sein dumpfes Gebrüll über die Sumpfe; da ist vor allem aber die „Tarasque“, die einst die Felder der Rhonemündung bis hinauf nach Tarascon verwüstete, die Hirten verschlang, die Herden versprengte und ganze Dörfer verödet ließ. Ein schildkrötenartig gebauchter, schuppengepanzter Wanst, ein großgezackter Hahnenkamm sich darüber hinziehend und in einen langen Schweif auslaufend, eine faulenartige Rüstern Feuer und Schwefel speit; so rennt das Untier auch heutzutage noch alljährlich am Bottifest schnaubend und fauchend in der guten Stadt Tarascon herum. Wohl eine der ältesten Darstellungen des Monstrums findet sich im Kreuzgang der Benediktinerabtei Montmajour bei Arles in Stein gehauen. Mit weitausgerissenem Maul verschlingt es eine Frau, während auf der andern Seite der Mauer ein Weib vor Angst und Schrecken den Verstand verlierend, mit entsetzten Augen und geschrägtem Haar das Wunder anstarrt. Die Tarasque wurde schließlich von der heiligen Marta gebändigt und soll so gefügig geworden sein, daß sie sich an einem himmelblauen Seidenband spazieren führen ließ.

Fraze, aus deren Mund das Untier auch heutzutage noch alljährlich am Bottifest schnaubend und fauchend in der guten Stadt Tarascon herum. Wohl eine der ältesten Darstellungen des Monstrums findet sich im Kreuzgang der Benediktinerabtei Montmajour bei Arles in Stein gehauen. Mit weitausgerissenem Maul verschlingt es eine Frau, während auf der andern Seite der Mauer ein Weib vor Angst und Schrecken den Verstand verlierend, mit entsetzten Augen und geschrägtem Haar das Wunder anstarrt. Die Tarasque wurde schließlich von der heiligen Marta gebändigt und soll so gefügig geworden sein, daß sie sich an einem himmelblauen Seidenband spazieren führen ließ.

Von der heiligen Marta aber erzählt die Legende, daß sie mitsamt den heiligen Maria Jakbea und Maria Salomea sowie St. Trophim und Lazarus von den Juden in steuer- und ruderloser Barke dem Meere anheimgegeben worden sei, worauf sie nach mancherlei Abenteuern und langer Irrfahrt endlich an der sandigen Küste der Camargue gelandet. Von hier zog Marta nach Tarascon, St. Trophim, predigte das Christentum zu Arles und die beiden Marien blieben an der Stelle, wie ihr Schifflein zuerst den Strand berührte und die später nach ihnen Les-Saintes-Maries-de-la-Mer genannt wurde. Bei ihnen aber war eine treue Dienerin, Sara geheißen, die Zigeunerheilige. Zu ihrem Grabe wallfahrten alljährlich am 24. und 25. Mai die Zigeuner aus der ganzen Welt. Hier sind sie während wenig Stunden ein Volk, haben ihre eigene bunte Wagenlagerstadt, sprechen ihre Sprache, folgen ihren uralten Sitten und wählen ihre Königin, Belluni genannt, die Nachfolgerin der braunen Sara. Am zweiten Festtag tragen sie die Reliquien der beiden Marien ins Meer hinaus, während der Erzbischof aus einer der kleinen Fischerbarke das Wasser, die Erde und das heimatlos wandernde Volk der Zigeuner segnet. (Siehe obenstehendes Bild.)

Von St. Trophim erzählt die Legende, daß er, nachdem schon viele Arelaten zum Christentum bekehrt worden waren, den göttlichen Befehl erhalten, das Gräberfeld der Römer, die Alyscamps, zu weißen und zu segnen, auf daß die Gebeine der christlichen Toten allda bestattet würden. Als der Heilige aber des gewaltigen Totenackers mit seinen langen Alleen steinerner Sarkophage, mit seinen Zypressengängen und ragenden Denkmälern ansichtig wurde, da verzögte er und wagte es nicht, mit einem einzigen, armen Worte die Majestät des heidnischen Friedhofes zu weihen. Da erschien, von einer Gloriole strahlend umflossen, mit

einem Male Christus vor ihm. Der Herr fiel auf die Knie, weinte und segnete die Erde, und ehe der Erschrockene sich noch gefaßt, war die Erscheinung schon wieder entchwunden und nur die Abdrücke seiner Knie blieben auf dem Felsen noch zurück. Der also gesegnete Friedhof aber stand bald im Ruf einer Heiligkeit und von nah und fern wollten die Gläubigen allda begraben sein. Starb daher einer zu Tarascon, Avignon, Valence, zu Vienne oder einer andern Stadt stromaufwärts, so hüllte man ihn in ein Laken, umwidelte ihn mit Bändern, legte den Leichnam in eine Tonne und übergab ihn solchermaßen den Fluten der Rhone. Das Geld aber, das zu einem feierlichen Begräbnis erforderlich war, wurde im Mund des Toten verborgen. Zu Arles nun, an der Schiffbrücke von Trinquetaille, saß Tag und Nacht ein Wächter, der mit langer Flößerpickie diese Leichenschifflein ans Land zog, worauf die Toten mit großem Gepränge in den Alyscamps begraben wurden.

Einmal aber schwärmt zu Tarascon ein paar halbetrunkene Soldaten nächtlicherweise der Rhone entlang und als sie einen dieser Leichname nahe dem Ufer stromabwärts treiben sahen, fischten sie ihn mit ihren Lanzen heran und nahmen das Geld, das er im Munde mit sich trug, an sich und stießen den also beraubten Leichnam wieder in den Fluß hinaus. Die Tonne drehte sich jedoch nur halb herum und kehrte wieder ans Ufer zurück; als es nun den erschrockenen Soldaten auch beim dritten und vierten Male nicht gelang, sich des Leichnams zu entledigen, erfaßte sie ein Grausen und eilig legten sie ihm das geraubte Gut wieder in den Mund, worauf das Totenschifflein alsbald stromwärts verschwand . . .

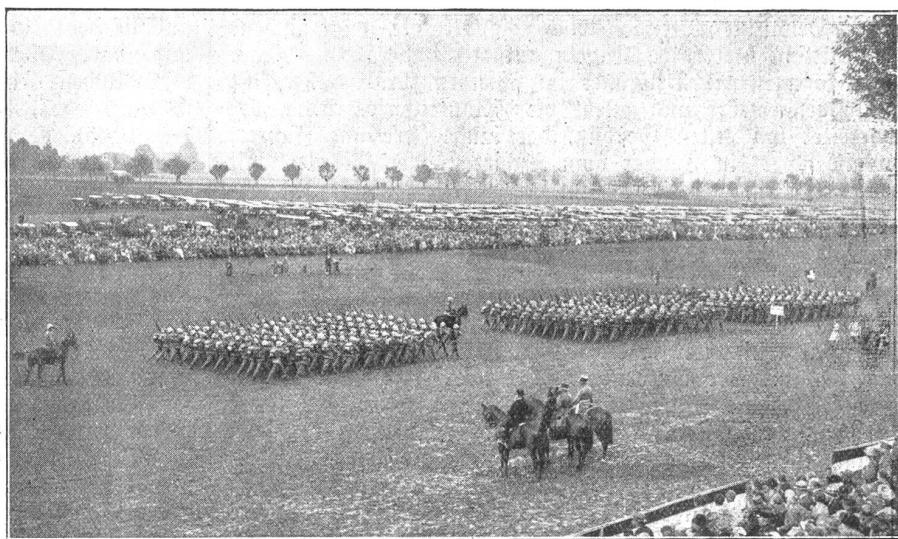
Die schönsten der provenzalischen Sagen und Legenden finden wir, in höchster, künstlerischer Vollendung allerdings, in den Werken des großen Provenzalischen Dichters Frederi Mistral, dessen 100. Geburtstag heuer vom ganzen Volke mit Begeisterung gefeiert wird.

M. G.

Wiedersehen am Defilé.

Von Ch. Beaujon.

Wenn Sie meinen Flotschi gekannt hätten, den ich im Aktivdienst 1914 mit unendlicher Mühe, aber leider erfolglos, gestriegelt und gebürstet, gewaschen und gewiecht habe, Sie wären auch zum Defilé gefahren — meinen Flotschi, den rabenschwarzen, langhaarigen, treuen Kerl, den sie in der ganzen Batterie nur „Boschongs Chuchi-Schümmel“ nannten! Seit langem ist der gute Flotschi tot. Er hat aber doch Nachkommen gehabt, trotzdem er nur ein Wallach war. Am Defilé habe ich seinen unförmlichen Kopf, die struppige Mähne, die lieben, braunen Augen, die tellergroßen Hufe, mit denen er in einem Tritt Glunggen von zwei Metern Durchmesser entwässerte, in verschiedenen Auflagen wiedergetragen. Auch das Ebenbild meines Züsi wühlte das schwere Ackerfeld dort am Fuße des Belpberges — Züsi mit dem Stedgringli, das auf dem Wege nach dem Fassungsplatz bei jedem Wirtshaus von der Straße abschwankte. Da halfen weder Sporren, noch Zügel oder Peitsche. Es „stellte den Riegel“ und kehrte, unbekümmert um meine Proteste, in der „Couronne“, im „du Moulin“, im „Lion“ ein. Und jedes Mal mußte ich unter dem Gelächter der Faßmannschaft absteigen, mich in die Wirtschaft begeben, wieder herauskommen — und dann erst war Züsi zur Weiterfahrt bereit. Als ich abends beim Einrücken dem Leutnant meine Odyssee rapportierte, lachte er den Budel voll: „Es nimmt mi gar



Das Defilé der 3. Division zwischen Wichtach und Münsingen.

(Phot. Z. Keller.)

nid Wunder, daß Euch das passiert ist.“ Am nächsten Tag aber habe ich gelacht, denn der Liechti Gottlieb, den der Leutnant an meiner Stelle mit Züsi zum Fassen kommandiert hatte, kam mit einem Plödderli ins Kantonnement zurück.

Warum ich Federfuchsler als Fahrer zur Artillerie kam? Weil ich einmal mit meinem Schulkameraden Piefke hoch zu Droschlengau, die Gymelermüze led aufs Ohr gesetzt, die Spitalgasse hinunterritt — bestaunt von leuchtenden Mädchenaugen. Bei der Rekrutenaushebung habe ich dann noch ein bißchen gemogelt und als Beruf „stud. med. vet.“ angegeben. Piefke ist Offizier geworden, und ich bin Fahrer geblieben, weil ich im rechten Stiefelrohr immer den Wadenkrampf bekam.

* * *

Meinetwegen kann die Bestuhlungs A.-G. türkische Divane, Polstersessel und Klubber aufstellen, dachte ich, und packte mit einer tüchtigen Portion Sandwiches und Tee auch meine alterpropte, braune Wolldecke in den Rucksack. Und sie hat sich auch diesmal bewährt. Während die meisten Zuschauer am steilen Hang auf einem regennassen Taschentuch schimpfend hin und her rutschten, saß ich bequem und trocken auf meinem Columbus-Ei, dessen Fläche von vier Quadratmetern ich als Menschenfreund mit einem ältern Ehepaar teilte. Daß die Dame ihren Regenschirm so über mich spannte, daß das Wasser ununterbrochen mir in den Hals hinunterfloß, habe ich gar nicht nett gefunden, aber, jetzt ertönt der Bernermarsch — dort steht der Kommandant an der Spitze seiner Division und zieht den Säbel — die Sonne bricht durch die jagenden Wolken — sie chöme! — sie chöme! In imposanten Formationen kommen sie daher — die Radfahrer schneidig, glänzend ausgerichtet, wie ein zierliches Filigranhäufstück anzusehen — dann die unzähligen Infanterie-Bataillone mit den Fahnen. Das Publikum klatscht begeistert, ruft und winkt. Einige Truppenführer lachen den Massen zu, andere reiten ernst voran, den Blick gradaus gerichtet. Unser Kriegsminister, in Civil zu Pferd, grüßt die Fahnen, indem er mit schneidigem Rück den Hut zieht. Dem Belpberg entlang segeln graue Wollseifen, von Bern her drängt blauer Himmel dem Oberland zu. Und drunter im Feld ziehen immer neue Kompanien vorbei zu den Klängen der abwechselnd spielenden Militärmusiken. In der Ferne verschwinden die Truppen langsam auf den Anmarschstraßen.

Wieder rieselt ein Regenschauer auf die 2000 Autos, auf die unzähligen Regenschirme herab. Zwei tadellos ausgerichtete Geschwader überfliegen den Platz, verfolgt von einer in rasendem Tempo vorwärts schnellenden Jagdstaffel